

## Max Barth: Das Manuskript

Das Gebäude des Verlagskonzerns nahm fast einen ganzen Straßenblock ein. Als Ehret aus der Straßenbahn stieg, sah er vor allen Eingängen Menschenansammlungen. Streit? Flog es ihm durch den Kopf. Aber da waren keine Streifen. Plötzlich entdeckte er unter einem Torbogen die dunkle Uniform eines Schutzmannes. Irigend etwas Ernstes mußte schon vorgefallen sein.

Ehret war kein Reporter, weder seiner Stellung noch seiner Veranlagung nach. Er neigte zur Verschlossenheit und Zurückgezogenheit; er konnte sich nicht überwinden, die Herumstehenden zu fragen. In wenigen Sekunden war er an der Ecke, beim Haupteingang. Unter der offenen Tür stand der Portier und ein Schutzmann. Der Beamte sah dem Eintretenden fragend ins Gesicht.

„Schon gut, Herr Bachmeister“, sagte der Portier, „das ist Herr Doktor Ehret vom Herold.“

Der Polizist gab den Weg frei. Er legte grüßend die Hand an den Helm.

„Was nicht in Ordnung, Metzger?“ fragte Ehret den Portier.

Der hob überrascht den Kopf. „Sie wissen noch nichts? Direktor Brud ist ermordet worden.“

Ehret stellte keine weiteren Fragen. Er fuhr ins sechste Stockwerk hinauf. Der „Herold“, dessen Chefredakteur er war, schien von der Polizei noch nicht behelligt worden zu sein. Es war alles ruhig, alles gewohnt und ungestört wie immer. Er betrat das Vorzimmer zu seinem Arbeitsraum. Die Sekretärin war bleich und redete halblaut wie in der Kirche. Auf seinen Wink folgte sie ihm in sein Zimmer.

Er überflog den Tisch, die geöffnete Post, bereitliegende Manuskripte. Während er die Pfeife stopfte, fragte er: „Also, was ist geschehen?“

„Direktor Brud wurde heute morgen erschlagen gefunden. In seinem Arbeitszimmer. Man hatte ihm mit seinem Briefbeschwerer die Hirnschale zerschmettert.“ Sie schwieg. Vom Täter wußte man noch nichts, sonst hätte sie es gesagt. Ehret schätzte dieses Mädchen nicht zuletzt deswegen, weil sie immer das Wesentliche konzentriert gab, ohne Umschweife war, keine Nebenächlichkeiten aufstieß.

Er stellte sich das Bild vor: Brud, groß, jovial, immer humorvoll, ein unermüdlicher Arbeiter, nicht kleinzukriegen, lag jetzt wohl bleich, blutig, eine unbeholzene Masse, in seinem breiten Ledersessel oder auf dem ruhig gemusterten Teppich. Oder —? Er wandte sich zu dem Mädchen: „Wann ist der Mord entdeckt worden?“

„Vor kaum einer halben Stunde. Die Leiche ist noch dort. Die Polizei ist natürlich unten. Mit Photographen und allen möglichen anderen Leuten. Herr Landa wollte ihn sprechen; aber die Sekretärin sagte, er sei noch nicht gekommen. Die Tür seines Privatbüros war verschlossen. Herr Landa schaute durchs

Schlüsselloch; es steckte kein Schlüssel, und er sah eine herabhängende Hand. Daraufhin ließ er sofort einen Mechaniker heraufkommen und die Tür öffnen.“

Kurt Landa war der zweite Redakteur des „Herold“, eine Art Adoptivsohn Bruds, in dessen Haus er zwei Zimmer hatte. Er nannte Brud „Onkel“. Landa war immer elegant, zynisch, etwas melancholisch und ziemlich reserviert. Ehret war nicht mit ihm befreundet; keiner von beiden war von der Sorte, die intime Freundschaften pflegt, aber gerade deshalb verstanden sie sich. Sie sahen sich nicht selten außerhalb der Arbeitszeit, in einem Lokal, im Theater, in ihren Wohnungen, unterhielten sich gut und mit sparsamen Worten und heilten dabei wohlthuende Distanz voneinander; keiner drängte sich in die persönlichen Angelegenheiten des anderen ein. Ueber Vorgeschiede und Privatleben des anderen hätte keiner irgendwelchen Bescheid geben können.

Das Telefon klingelte; Ehret nahm den Hörer. „Hier Kriminalkommissar Funk. Dürfte ich Sie bitten, mich im Zimmer von Herrn Dr. Schnabel anzufinden?“

Zwei Stockwerke tiefer, in Schnabels Raum — Schnabel war Chef des „Morgenkuriers“; sein Zimmer lag neben denen Bruds — traf er nicht nur den Kommissar, sondern auch Landa, den er mit kurzem Nicken begrüßte.

Kommissar Funk hatte nur wenige Fragen zu stellen. Ehret konnte ihm keine Auskünfte geben. Nein, er hatte keine Ahnung, wer einen Groll gegen Brud haben könnte. „Raubmord“, meinte er fragend. „Ausgeschlossen“, winkte Funk ab. Nein, Ehret wußte auch nicht, was Brud so spät abends noch im Büro zu tun hatte. Er war, wie er jetzt erst erfuhr, kurz nach elf Uhr gekommen; Aussage des Nachportiers. Wer sonst noch um diese Zeit im Hause war? Lieber Himmel — er suchte die Achseln — vielleicht hundert Leute: Portiers, Seher, Korrektoren, einige Redakteure, einige Stenotypistinnen, Reinmachefrauen, Betriebsfeuerwehrlente, die Telefonistinnen, außerdem sicher der eine und andere Reporter, der noch Material für die um Mittag auf die Straßen kommende „Tagespost“ brachte. Im übrigen war er als Redakteur des „Herold“ am wenigsten geeignet, Informationen zu geben; der „Herold“ war eine Wochenzeitschrift, die mit dem turbulenten Treiben um die Tagesblätter des Konzerns nichts zu tun hatte. Gelegentliche Arbeitsstunden, bis sechs Uhr nachmittags, ruhige Tätigkeit in den Redaktionsräumen, Besucher, Besprechungen mit Mitarbeitern, Hinunderher zwischen Redaktion, Seherei und Druckerei, das Ganze in den normalen Tagesstunden. Das war alles.

Wenn der Kommissar enttäuscht war, ließ er es sich nicht anmerken. „Wir werden alle Angestellten des Verlages einzeln vornehmen müssen.“ Er senfte. „Ja, denke, wir können Gott danken, wenn wir in einer Woche damit durch sind. Na, was sein muß, muß sein. Ich danke Ihnen, Herr Doktor.“

Ehret bat um die Erlaubnis, den Toten zu sehen. Sie gingen ins Nebenzimmer. Die

Photographen waren noch an der Arbeit, wackelten aus einem Winkel in den anderen, nahmen nicht nur den Leichnam aufs Korn, der, über die rechte Lehne des Sessels hängend, unförmig und unnatürlich wirkte, sondern machten auch eine Reihe Einzelaufnahmen vom Schreibtisch, vom Teppich, der zwischen Tür und Tisch etwas verrückt war, so daß er leichte Falten schlug, vom Rordinstrument, das, ziemlich weit weg von der Leiche, neben dem Fenster lag. Ehret kannte ihn gut, den gewichtigen Briefbeschwerer: eine gelb und schwarz gemusterte Marmorplatte mit einem prächtig gefornnten schwarzen Panther, der, den Kopf auf den Vorderpfoten, faul seitwärts blinzelte.

Er wandte sich um, zu Landa, der blaß neben ihm stand. Erst jetzt fiel ihm ein, daß der schließlich eine Art Angehöriger des Toten war. Er murmelte einige Worte des Beileids. Dann fiel ihm etwas ein. „Ach wundere mich, daß Brud so früh schon da war. War das so seine Gepflogenheit.“

„Eigentlich nicht. Sie wissen ja, was für ein Temperament er hatte. Er folgte seinen Einfällen. Manchmal kam er plötzlich um Mitternacht her und arbeitete bis in den Morgen hinein. Heute auch. Deshalb nahm ich ja an, ihm vorzufinden; er war diese Nacht nicht nach Hause gekommen. Als er nicht öffnete, dachte ich mir, er sei am Schreibtisch eingeschlafen. Aber wieso war dann die Tür verschlossen? Kurzum, es kam mir nicht gehener vor.“

Sie lehrten gemeinsam ins sechste Stockwerk zurück und machten sich an ihre Arbeit.

Die Mittagsausgaben brachten die Nachricht. In den Abendblättern kamen dann die Artikel der Kollegen; das Leben des Verstorbenen wurde mit Scheinwerfern beleuchtet, sein Bild wurde gebracht, die Hoffnung baldiger Sühne ausgesprochen. In den nächsten Tagen folgte die Provinzpresse mit Nachrichten, Schilderungen des Verbrechens, Polizeiberichten und Hypothesen über die Tat und den Täter.

Die Polizei verhörte indessen in mühseliger, zeitschöpfender Arbeit die Betriebsangehörigen. Verdächtige tauchten auf und wurden fallen gelassen. Einige Dußend Menschen hätten, theoretisch, die Möglichkeit gehabt, den Mord auszuführen, d. h. sie waren im Gebäude anwesend und in der fraglichen Zeit nicht nachweislich unter den Augen anderer beschäftigt. Aber es war offensichtlich, daß man nicht jedem Seherlehrling, der dauernd zwischen Seherei, Stereotypie, Druckerei und Redaktion hin und her lief, nicht jeder Putzfrau, die in nächtlicher Einsamkeit irgendeine der vierzig Treppen des Komplexes schrubhte, nicht jedem Redakteur, der von seinem Arbeitsraum zum Archiv, von da zur Seherei, von dort zurück in sein Zimmer raute, nur um nach zehn Minuten wieder aufzupringen, einen Kollegen aufzusuchen, einen Reporter anzufußören, um ihn auf eine Fahrt zu heben, so ohne weiteres einen Kriminalprozeß anhängen konnte. Das Rordinstrument wies keine Fingerabdrücke auf. Kurzum, es ergab sich vorerst noch kein wirkliches Indiz. Und

vor allem fehlte eines: das Motiv. Hier tappte man vollkommen im Dunkeln.

Zur üblichen Zeit erschienen die Tagesblätter des Verlages, Morgenausgaben, Mittagsausgaben, Abendausgaben. Die Maschine lief weiter; ein Mädchen war ausgefallen, aber der Apparat stockte nicht. Die Zeitschriften kamen auf die Straße, regelmäßig wie immer: das „Kunstblatt“ am Dienstag, der „Wohlbild“ am Mittwoch, die Familienblätter, Sportblätter, Jagd-, Mode-, Amateurphotographenzeitschriften. Kein Wochentag, an dem nicht außer den Tagesblättern mindestens ein Fachblatt, eine Revue, ein Magazin erschien.

Die Redakteure des „Herold“, Ehret, Landa und Rademacher, hatten eine kurze Konferenz abgehalten. Man würde also auf der ersten Seite einen schlichten Nachruf der Redaktion bringen, dazu das Bild, ein bisher nicht veröffentlichtes, von der Witwe ausdrücklich für den „Herold“ zur Verfügung gestelltes. Auf Seite zwei und drei würde dann Landa eine biographisch untermalte Würdigung Bruds geben: sachlich, stilvoll, dezent, dem hohen Niveau des ernsthaften, kulturpolitisch-wissenschaftlichen „Herold“ entsprechend. Landa war der gegebene Mann: dem Verstorbenen nahe stehend, in vielen Dingen sein Vertrauter, über die Einzelheiten seines Lebens am besten informiert. Man war sich einig und ging auseinander.

Die Manuskripte gingen in Satz. Am Freitag war Umbruch und Druck, zum Samstagmorgen mußten die Hefte im Handel sein. Am Donnerstagmorgen gab Ehret die letzten Sachen in die Setzerei; nachmittags und zum Teil in den Morgenstunden des Freitags war noch Korrektur zu lesen.

Es war fünf Uhr. Der Lehrling brachte einen Stapel Manuskripte und Zahlen. Ehret machte sich an die Arbeit. Der dritte Artikel war der von Landa; den hatte man ihm aus Versehen hergebracht. Schon wollte er ihn ins Nebenzimmer tragen, da fiel ihm ein, ihn rasch

zu überlesen. Es war reine Neugier. Landa hatte in seinem sauberen, ruhiger Stil den Aufstieg Bruds geschildert; manche Einzelheiten waren für Ehret neu und überraschten ihn. Dann war von Bruds Bedeutung als Verleger, als Pfleger geistiger Güter die Rede, aber irgend etwas an Landas Diktion wirkte ironisch; Ehret konnte es nicht greifen, es war ein unbestimmtes Gefühl, als mache der Schreiber einen Vorbehalt, plötzlich sah er vor sich Landas Gesicht; um seine immer etwas traurigen Augen lag ein dunkler Schatten, in seinen Mundwinkeln ein bitteres und spöttisches Lächeln. Seltsam, dachte Ehret, es ist doch alles in Ordnung; nichts in der Wahl der Wörter, in Sprache und Ausdruck berechtigt mich, Hintergedanken zu haben, es ist alles gerade und glatt, einfach und unmißverständlich. Und doch ist dieses Andere drin. Sollte gerade diese glatte Unmißverständlichkeit, diese Landa sonst nicht eigene unproblematische, von Unter- und Oberzügen freie Darstellung schuld sein? Er las weiter.

Landa schilderte zunächst die Auffindung des Direktors, die Entdeckung des Verbrechens. Nicht reißerisch, nicht dramatisch, sondern vornehm, dezent, beinahe neutral. Aber zum Schluß wurde er, unerwartet für Ehret, pathetisch. „Das Rätsel der schrecklichen Tat ist noch nicht gelöst“, schrieb er. „Wer weiß, ob es jemals gelingt, Licht in dieses Dunkel zu bringen. Vielleicht wird unseren Fragen nie eine Antwort zuteil. Denn es fehlt die Basis jeder Unterjudung, die Aussicht auf Erfolg haben könnte: das Motiv des Täters. Daß es sich um keinen Raubmord handelt, steht einwandfrei fest. Es bleibt keine andere Möglichkeit als ein Verbrechen aus Leidenschaft. Aber wer könnte diesen Mann genügend gehaßt haben, um seinen Tod zu wollen? Hatte er wirklich geheime Feinde? Nichts ist bekannt geworden. Und doch gibt es keine andere Lösung: irgendeiner, dem er Schlimmes zugefügt hat, muß sich an ihm gerächt haben.“ (Schluß folgt.)

sehen, aber sie waren vom Leben geschwärzt, und er hatte die Lippen von Blumen und die Zähne von Wölfen. Es war zu befürchten, daß er einmal auf dem elektrischen Stuhl enden könnte.

Mit Jane kam es durch solchen Umgang dahin, daß sie aus dem College hinausgeworfen wurde. Verzweifelt und doch vertrauensvoll wandte sie sich an den Vater und bat um telegraphisches Geld. Denn sie erwartete ein Kind. Gerade an ihrem Geburtstag kam es zur Welt. Am selben Abend legte man ihr wieder einen Brief aufs Bett, voll allgemeiner herzlicher Wünsche wie immer, zumal für ihre Gesundheit, Sie zerriß ihn weinend, fast wahnsinnig vor Enttäuschung, da ihr Vater sie ebenso gleichgültig wie ihr Geliebter im Entbindungsheim letzter Klasse liegen ließ.

Dann kam eine noch schlimmere Zeit, im dreißigjährigen Stod einer Vollenkräuter-versicherungs-gesellschaft. Ein Jahr hämmerte sie dort oben von früh bis spät auf die Tasten der Schreibmaschine. Aber als wieder ein freundlicher Geburtstagsbrief die blaue Insel beschrub, so als sei der Vater dort wie im Himmel — kündigte sie und fuhr mit ihrem Kinde quer durch die Staaten und über den Pacifik hin.

Im Hafen, am Palmemiser von Nongeri stand trotz ihrem Telegramm niemand, der dem Bilde ihres Vaters ähnelte. Erschrocken suchte sie die Behörde auf. Da lagen alle ihre Antworten an den Vater uneröffnet. In den Nächern aber ruhten noch viele Briefe von ihm an sie, in denen alle möglichen neuen Mitteilungen nebst herzlichen Glückwünschen geschrieben standen. Und der Richter der Insel saute ihr:

Als seinerzeit eine Mrs. Snyder im Osten ermordet worden war, hatte man Ted Grey dieser Tat für schuldig befunden. Das war James Vater. Bevor er den Senterstuhl bestieg, verfäkte er eine Reihe liebevoller Schreiben an sein Töchterchen, und man betwilligte ihm den letzten Wunsch: Sie sollte sein amtliches Schriftstück über seinen Tod erhalten, dafür je einen seiner schönen Briefe, die genau zu allen ihren Geburtstagen an sie zu senden seien. Und danach starb er im elektrischen Strom.

Viele Wochen lang lag Jane krank im Hause des Richters. Dann kehrte sie nicht in das Land der zivilisierten Engel zurück. Sie lebte mit ihrem Kinde auf der paradiesischen Insel, auf die sie die Briefe des hingerichteten Vaters zu ihrem Glück gelockt hatten.

## Die Frage der Jod-Zufuhr

Die allgemeine Verarmung hat dazugeführt, daß der menschliche Körper anfälliger für Krankheiten wurde und daß er leichter auf Mängel in der Ernährung mit sogenannten Ausfallsercheinungen antwortet. Dazu gehören der dicke Hals, Wächhals, Kropf als eine Entartung der rechts und links vom Kehlkopf liegenden Schilddrüse. Die geistigeelischen Folgen sind schwere Auffassung der Kinder, schlechtes Gedächtnis, leichte Herz-Erregbarkeit, und können sich steigern bis zur geistigen Minderwertigkeit, zu den verschiedenen Graden der Verblödung bis zum Kretinismus. Selbstverständlich trat eine Jod-Verarmung der Erde und damit der Pflanzen, Tier-Erzeugnisse und der Tiere, die dem Menschen zur Nahrung dienen, nicht erst seit jetzt ein, aber die allgemeine Verelendung der Körper zeigte die Jod-Verarmung auffallend in ihren Wirkungen und die fortgeschrittene Wissenschaft erkannte leichter die Ursachen.

## Die Briefe\*)

Von Alfred Wolfenstein

Die junge Jane Grey kannte ihren Vater nicht persönlich, aber alljährlich erhielt sie von ihm zum Geburtstag einen schönen Brief, der wie vom Himmel herabfiel. Er kam von der fernen und sicherlich wunderbaren Insel Nongeri.

Briefe sind ein geringer Ersatz für den nahen vertraulichen Umgang, sie sind Prüfungen der Geduld. Ganz besonders wundert sie sich, daß die Briefe ihres Vaters im Grunde niemals auf die ihren eingingen. Es waren keine Antworten, sie pakteten zu ihren Fragen ungefähr wie ein Schuh auf einen Kopf. Doch anerkennend befah sie jedesmal die fremde Marke, stolz auf einen Vater, der eine Südseeinsel bewohnte. Er mußte ein guter Mensch sein, wenn er auch niemals ein Geschenk mitsandte. Herzlich gratulierte er nur, und er denke stets an seine liebe Kleine, als ihr getrennter Vater. Einmal erzählte er von seinen Verlebensgeschäften. Es gäbe auf Nongeri für einen Amerikaner allerhand zu tun. Eine Perle lag leider nicht bei. Jane aber wäre am liebsten sogleich hingefahren. Sie erwiderte, sie höre sehr gern, daß ihr Papa in der Fremde

so tüchtig vorankomme. Das Leben sei doch viel wichtiger als alles andere, nämlich als die Schule, und seine leibhaftige Insel sei gewiß schöner als Geographie und Geschichte.

Ein volles Jahr mußte sie sich gebulden, um dann in seinem nächsten Geburtstagsbrief zu lesen: ob sie auch so gern, wie er in seiner Jugend, in die Schule gehe; ob sie auch so gut lerne; ein richtig bestandenes Examen sei immer sehr nützlich. Uebrigens habe er das Haus eines verstorbenen Eingeborenenhäuptlings erworben und errichte dort eine Faktorei.

Jane aber schätzte das Geschäftsleben gar nicht, zu dem sie auch die Schule rechnete. Ahtzehen Jahre war sie alt und geriet in eine Gesellschaft, die sich „Die gefährlichen Engel“ nannte. Diese Runde von ernsten, heiteren, abenteuerlichen, mörderischen und hilfreichen Leuten behauptete, man müsse die Menschen als gefallene Engel ansehen, als eigentlich gute, aber gefährliche Wesen. Die gefährlichen Engel, das sei nur ein anderer Name für die heutigen Menschen überhaupt. Vielleicht lag es an der engen großen Stadt, daß manche den Ursprung vom Himmel gar nicht mehr offenbarten und in ihrer Gefährlichkeit bis in die Nähe der Teufel gelangten. Jane jedenfalls freundete sich mit einem Manne Prosper an, dessen Augen strahlten, dessen Bewegungen so leicht waren, daß man die Flügel an seinem Rücken suchte. Und zuweilen meinte sie, diese Flügel wirklich zu

\*) Wir entnehmen diese Erzählung dem im Verlag Julius Kittls Nachf., M.-Strau, erschienenen interessanten, wertvollen Buche „Die gefährlichen Engel“. Dreißig Geschichten, von Alfred Wolfenstein.

Die Jod-Verarmung der Erde entstand und entsteht weiter dadurch, daß die Quellen der Gebirge das in ihm enthaltene Jod lösen und ebenso die Bäche und Flüsse der Ebene in ihr; daß das Jod in das Meer geführt wird — gleich dem Kochsalz und anderen Salzen und Mineralstoffen; das Meer mit seinen pflanzlichen und tierischen Bewohnern jodreich wird, das Festland verarmt. Wo das Jod im Wasser ge- wissenen Gebirgsgegenden, bzw. Tälern schon ganz fehlt, entstehen Kropf und Kretinismus als ortsgewundene Erscheinung (endemischer Kropf). In solchen Gegenden wie im allgemeinen machte man seit langem Versuche, der Nahrung das Jod künstlich zuzuführen, indem man Spuren davon, die ja genügen, dem Kochsalz — Wagner-Faureg'sches Vollsals — beimengte; dann in der Form jodhaltiger Schokolade in den Schulen verteilt ließ. Es kann nicht ge- lungen sein, denn man kannte damals noch nicht das biologische bzw. biochemische Gesetz, daß die Wirkung abhängig sei von der Bindung, d. h. von der Beimischung, mit der, z. B. ein Heilmittel, verabreicht wird. Selbstredend gilt das auch von der Mischung der Nahrung: „gemischte Kost“ alten Sinnes, aus ungefälschten Nah- rungsmitteln, ist eine jahrtausendalte Erfah- rungstatsache, die nun von der jüngsten aller Wissenschaften, der ebenso tiefstehenden wie alle Beziehungen enthüllenden Biochemie be- stätigt wird. Der Biochemiker, Bakteriologe an der Deutschen Universität zu Prag, Dozent Dr. Sie g w a r d H e r m a n n, entdeckte dieses Lebensgesetz in seinem Forschungsinstitut nach vieljährigen Arbeiten mit seinem Mitarbeiter- stabe zuerst am Drom, das eine so große Rolle in der Heilung von Nervenkrankheiten spielt. Ob ein Stoff „organisch“ oder „nichtorganisch“ ist — übrigens verfließen die Grenzen, die Nebengänge sind! — ist gleichgültig. Wichtig ist nur die Bindung, die Mischung, und diese ist eine Angelegenheit der Erfahrung, der O r g a n o l o g i e, des Versuches am Tier, und so weit statthaft, auch am Menschen. Die Völ- ker des Japanischen Meeres genießen seit un- denklichen Zeiten eine Meerespflanze, Alge, aus der sehr großen Fucus-Familie. Die Alge ent- hält sehr viel Jod. In neuerer Zeit verarbeitet sie eine unter Staatsaufsicht stehende Fabrik zu Kofudate in Nordjapan zu einem Mehl, das nicht nur Japaner im Auslande, sondern auch und vor allem die angelsächsischen Völker als jodierendes N a h r u n g s z u s a z mit größtem E r f o l g e genießen, z. B. Studenten vor den Prüfungen.

Aus verschiedenen Gründen können unsere Menschen jetzt nicht an den Anlauf dieser segensvollen Frage denken. Aber es gibt einen Ausweg, die Folgen der Nahrungs-Jodver- armung auf natürlichem Wege auszugleichen: durch entsprechenden Jod-Zusatz zu den Düngemitteln der Land- wirtschaft und Gärtnerei. Dadurch würde der vom Jod ausgelaugte Boden jodreich, Gras, Futterpflanzen, Getreide, Gemüse, Obst, Milch, Eier, Butter, Käse, Fleisch würden es, und wir ersparen die Einfuhr jodhaltiger See- fische, an die sich im frischen Zustand die Be- völkerung ohnehin nicht gewöhnen will. Wenn die landwirtschaftlichen Körperchaften diese überaus wichtige Sache in eigene Hän- de nehmen und ausführen, tun sie etwas sehr Segensvolles für die Gesamtbevölkerung! Ein- st- weilen denke man aber daran, daß vor allem die Erzeugnisse der Natur des Gebirges noch sehr jodhaltig sind, und die Ebenen-Städte mögen Zusatznahrung von dort beziehen: Beeren, Schwämme, Obst usw.

Edmund Reimer.

## „Sö.san wohl net aus Wean?“

Noch ein paar Stunden Zeit bis zum Ab- gang des Nachtschnellzuges, wie sie nützen? Nun, zu einem kleinen Rundgang durch Wien, durch das „erneuerte“ Wien.

Es sind Kleinigkeiten, von anderen kaum gegebene oder nicht beachtete Kleinigkeiten, die mir auffallen und mir Auskunft geben über die „Erneuerung“ durch den Faschismus und dar- über, wie die Wiener Bevölkerung über diese „Erneuerung“ denkt.

**Wiener Festspielwochen!** rufen die Klafate. Aber rings um die Oper sieht es noch gar nicht festwochenmäßig aus. Die Straßen und die Gehsteige aufgerissen, Barrikaden aus Schutt und Baumaterial. In der Kärntnerstraße und auf dem Hohen Markt und in der Volkzeile Berge von Steinen. Staubwolken, Dreck. . . Ich frage einen Vorübergehenden: „Warum gerade jetzt, wo die Festwochen. . .?“ — „Ja, wer was? denn, warum? Bei uns is jetzt alles verrückt!“ — „Sö.san wohl net aus Wean?“ mischt sich ein Dritter ein. „Da mein Gewissen politisch nicht ganz rein ist, schaue ich den Mann etwas kritisch an. Er bemerkt es und versichert: „I bin ja Krieger. Aber des mit die Gassen, des hat der Magistrat absichtlich jetzt angeord- net, damit die Fremden sehen, wie bei uns die Wirtschaft anturbelt wird. Deswegen wird a erst jetzt von den Denkmälern der Taubendred atwektrast und der Ostbahnhof herarricht'. Habe die Ehre!“ — Die Hofburg wird auch hergerich- tet und die Doppeladler werden auf neu gefum- melt. „Schön wird die Fassade“, sage ich zu einem Nebenstehenden. „A jo, schon. Dös kost' aber an Schübl' Geld! Dafür haben s' 30.000 aus der Arbeitslosenversorgung auffig'schmissen. Dö sollen si die schön' Fassaden anschauen!“

**„Soziale Arbeit.“** Ein Wiener Vizebür- germeister hebt den Fremdenverkehr. Durch Reden hauptsächlich. Man muß „wegen den Fremden“ Vergnügungsorte nach ausländi- schem Muster schaffen. Mit Wein und Liebe, aber nicht zu teuer. Es muß eine Preissenkung auf Champagner erfolgen. (Die Breiter- Steuern auf Luxuslokale sind längst auf- gehoben). Die Fremden gehen nicht auf Cham- pagner, wenn die Flasche 35 Schilling kostet, wie im „Gadele“ im 8. Bezirke. 25 wären auch

genug. („Gadele“ — „Haus der Leidenshaft- ten“ ist Stammlokal eines sehr bekannten Wun- desportführers).

**Fatale Erinnerung.** Vor kurzem ver- unglückte der Bruder des nichtgewählten Wie- ner Bürgermeisters Schmitz tödlich. Er wurde mit größtem kirchlichen Pomp bestattet. Aber — der Verunglückte war derselbe Mann, der 1919 unter Lebensgefahr den Eisernen Mann auf dem Rathaussturm mit einer roten Fahne schmückte. Ein Bagittid sondergleichen. Ob Herr Schmitz nicht manchmal im Rathaus grus- selnd an diese rote Fahne denkt?

**„Unser Bürgermeister.“** — „Ja, unser Bürgermeister, des is halt a Mann!“ — „Ja, aber man schimpft doch so viel auf den Schmitz“, wäge ich schüchtern einzuwenden. „Na, hören S', wer redt denn vom Schmitz? I red do von unserem Bürgermeister, vom Seig! Sö.san sicher net aus Wean?“

**„Die Waischhof.“** Schwedische Besucher lassen sich justament in alle von der roten Ge- meindeverwaltung geschaffenen Gemeindevor- führen. Auch der Engelshof wird besichtigt. Neben ihn hat die neue Bürgermeisterei ein recht bescheidenes Asylhaus hingestellt. Ein Schwede fragt: „Und was ist der niedere Neu- bau dort?“ Der Fremdenführer stutzt, ist ver- legen, dann antwortet er: „Dös is halt die Waischhof! zum Engelshof!“

**„Volksmiliz.“** Eine Abteilung, der neuen Miliz kommt, funkelnagelneue weiße Hand- schuhe zeigend. Die Offiziere mit gezogenem Tranchiermesser. Ich frage einen Straßenge- her: „Was ist denn das für eine Truppe?“ — „Dös? Dös is die neuche Volksmiliz.“ — „Aha, das sind wohl nur ausgesuchte verlässliche Leute?“ — Der Mann lacht. „Sö.san wohl net aus Wean? Alsdann, d'wer i Jhna an Wis dazähl! Da marschier a Abteilung Volksmiliz und in der letzten Doppelreihe sagt aner zu sein Nebenmann: „Du, wann de vier Sozi in der dritten Doppelreihe wüßten, daß mia in der letzten Doppelreihe Nazi san!“ — Nicht neu ist dieser Wis, ich habe ihn schon in mancher Variation gehört. Aber daß er mit so großer Vorliebe erzählt wird, sagt mehr über die Festigkeit des Regimes, als alle amtlichen Publikationen. G. Em.

## Naturwissenschaftliche Kurzberichte

Von E. Aldt

### Säugetiere als Blumenbestäuber

Jedes Kind weiß, daß Wechselbeziehungen bestehen zwischen Blumen und Insekten in der Art, daß die Blumen ihre bunten Farben, Duft- stoffe und Honig hervorbringen, um Insekten anzulocken, und daß die Insekten ihnen dafür den Dienst der Blütenbestäubung leisten. Und man hat wohl auch in der Schule gehört, daß es bestimmte „Insektenblumen“ gibt, die in ihrer ganzen Ausgestaltung an bestimmte In- sekten angepaßt sind, die einen an Hummeln, die anderen an Fliegen oder an Nachtfalter und daß sie oft die raffiniertesten Einrichtungen be- sitzen, um bestimmte Insekten, deren Besuch die Blütenstaubübertragung gewährleistet, aber auch nur diese, zu den kostbaren Honigvorräten gelangen zu lassen. Schon weniger bekannt ist, daß es auch „Vogelblumen“ gibt, deren Nektar fast die einzige Nahrung der kleinsten unter den

Vögeln, der Kolibris, darstellt. Daß es aber sogar „Säugetierblumen“ gibt, ist eigentlich erst in den letzten Jahren genauer erforscht wor- den.

Ein Wiener Biologe, der speziell die Pflanzen- und Tierwelt Australiens studiert hat, zählt eine ganze Anzahl von Tieren auf, die regelmäßig die Blüten bestimmter Blumen besuchen, um deren Nektar einzusaugen, der in den regenarmen Gegenden nicht nur ihren Durst löst, sondern durch seinen hohen Zuckergehalt auch einen beträchtlichen Nährwert besitzt. Frei- lich gibt es in jenen Gegenden auch viele Tiere, die bei der Suche nach Nektar einfach die Blum- men zerstören und so der Pflanze nur Schaden zufügen. In vielen Fällen aber haben sich regel- rechte Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren entwickelt, der Art, daß die Pflan- zen ihren Honig bestimmten Tierarten leicht zu- gänglich machen und die Tiere zu Blütenbe- stäubern werden. Es haben sich da im Laufe langer Zeiträume auf beiden Seiten kompli- zierte Anpassungseinrichtungen herausgebildet, die jenen zwischen Insektenblumen und Vimen- insekten nicht nachstehen. Meist handelt es sich um sehr kleine Säugetierarten, um direkt



„Diese blöden Witze laßt gefälligst sein!“

Zweckformen, während die Blüten Riesen unter ihresgleichen fein müssen, wollen sie den Tieren Zugang gewähren zu ihren Honigvorräten. Da gibt es Blüten, die sind so groß, daß der Langzungen-Flughund seinen biden Kopf hinein- stecken kann, ja es gibt sogar Blüten, die dazu eingerichtet sind, ganze kleine Säugetiere in sich zu beherbergen. Nicht nur Australien kennt Blumenansbeuter und Säugetierblumen; auch andere Weltteile liefern interessante Beispiele. Solche Blumenbesucher sind aus den verschiedensten Familien des Tierreiches hervorgegangen. Die Nadelmäuse sind nicht nur durch die Flughunde vertreten. Unter den amerikanischen Bamphren gibt es Arten, die zu friedlichen Nektartrinkern geworden sind. Nagetiere, Affen, ja selbst kleine Raubtiere finden sich unter den Blumenbesuchern. Am weitesten haben es aber in der Anpassung an den Blütenbau gewisse winzig kleine Formen von Vekteltieren gebracht. Solche Anpassungen bestehen vor allem in Rückbildung des Gebisses und des Verdauungssystems und in zweedmähiger Ausgestaltung der Zunge. Viele Blumenbesucher sind Nachttiere. Ihrer nächtlichen Lebensweise kommen die betreffenden Blumen dadurch entgegen, daß sie bestimmte Düfte ausströmen, die es den Tieren ermöglichen, sie im Dunkeln aufzufinden. Und noch mehr: die Nektarabgabe ist zu den Nachtstunden, da jene Gäfte erwartet werden, am stärksten.

### Zwillingforschung und Altersstar

Unter eineiigen Zwillingen versteht man bekanntlich Zwillinge, die in der Weise entstanden sind, daß die befruchtete Eizelle sich vor der Weiterentwicklung in zwei Zellen spaltet, die getrennt von einander zur Entwicklung gelangen. Die beiden Individuen, die so entstehen, sind völlig erbgleich. Sie ähneln einander voll-

kommen, in körperlicher Beziehung ebenso wie in den Anlagen des Charakters. Selbstverständlich sind sie auch immer gleichen Geschlechtes. Man weiß seit langer Zeit, daß solche erbgleiche Geschwister sich Krankheiten gegenüber im wesentlichen gleich verhalten. Eine gleichartige Anfälligkeit ist charakteristisch.

Nun zeigt es sich, daß auch die vielfachen Einzelvorgänge, die in ihrer Gesamtheit das ausmachen, was wir als das „Altern“ bezeichnen, weitgehend erblich festgelegt sind. Ganz abgesehen etwa von den augenfälligsten Veränderungen, wie Glatzen- und Knebelbildung, sind es mannigfache Alterserscheinungen, die alle Organe betreffen, und die bei Zwillingen in auffällender Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit auftreten. Nun hat neuerdings der Leiter der Züricher Augenklinik die Altersvorgänge speziell an den Augen bei 19 eineiigen Zwillingspaaren im Alter von 55 bis 81 Jahren verglichen. Die Übereinstimmung war unverkennbar und ging bis in die kleinsten Einzelheiten, selbst bei verschiedenen Lebensschicksalen der Zwillinge. Alternde Augen können Veränderungen an allen Teilen zeigen, an der Hornhaut, der Regenbogenhaut, der Linse, dem Glaskörper, selbst der Netzhaut. All das wirkt zusammen, wenn alternde Augen weniger leistungsfähig sind als junge. Eine häufige Altersveränderung an der Linse ist der sogenannte „Altersstar“. Vergleichung solcher Starerkrankungen bei Zwillingen ergab nun wiederum eine auffallende Übereinstimmung, die sich nicht nur auf Gleichzeitigkeit der Erkrankung, sondern auch auf Form, Lage und Dichte der Linsentrübungen erstreckt.

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 287.

Von G. Heathcote.

Schwarz: Ka1, Tf2, Lc1, Ba3, e2, f4. (6)



Weiß: Kd7, Dh1, Tb2, Lb1, Sc4. (5)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösung zu Nr. 284 in nächster Folge.

### ARBEITERSCHACH.

Zum Bezirksturnfest am 14. Juni in Komotau wurde ein Schachwettkampf ausgetragen, an welchem sich erstmalig die tschechischen Genossen vom DTJ. Chomutov beteiligten. Das Ergebnis war 5½:1½ Punkte für „Atus“ Komotau.

DTJ. Turn trug einige Schachwettkämpfe aus und zwar gegen Schachacke Neu-Modlan. Die Genossen von Neu-Modlan gewannen in Turn mit 8:4 Punkten. Das Retourspiel in Neu-Modlan ging für Turn mit 8:3 Punkten ebenfalls verloren. Gegen DTJ. Settenz gelang es den Turnern Genossen mit 6½:3½ Punkten den Sieg zu erringen.

### Wettkampf der Arb.-Schachvereine Prag—Pilsen

Das siebente Treffen beider Städte endete mit 28:22 Punkten für Prag. Von den bisher ausgetragenen Wettkämpfen, welche immer an 50 Brettern stattfinden, gewann Prag 4, Pilsen 3. Das Partiepunkteverhältnis lautet 181½ zu 163½ für Prag. Der achte Wettkampf findet im September in Pilsen statt.

### PROBLEMTURNIER 1936-37.

Wie bereits mitgeteilt, hat der Bundesschachausschuß ein Zweizüger-Problemturnier beschlossen.

Zugelassen sind nur Originalaufgaben und müssen dieselben mit einem Motto versehen sein. Der Name des Komponisten wird mit der Lösung bekanntgegeben. Die Originalaufgaben werden laufend veröffentlicht. Z. B.: Im Schachmitteilungsblatt werden alle bis 20. August eingesendeten Aufgaben in der Oktobernummer veröffentlicht. Die Lösungsfrist läuft bis 20. November und in der Jännernummer werden die Lösungen und die Komponisten bekanntgegeben. Dies gilt analog für die „Schachacke“. Preisrichter sind, wie ebenfalls bekannt, die Löser. Jeder Löser soll mit der Lösung ein kurz gehaltenes Gutachten über das betreffende Problem und eine Punktebewertung einsenden. Die zulässige Höchstpunktzahl ist 15. Jedes Problem ist für sich zu bewerten. Im Mitteilungsblatt zählen die eingesendeten Lösungen gleichzeitig im laufenden Problemlösungsturnier.

Die Preise sind wie immer Leistungsblätter. Also Genossen, an die Arbeit!

## Jeder Parteigenosse

→ liest das Parteiblatt